

Plädoyer für einen kirchenkritischen Methodenpluralismus Replik auf die Würdigung Karlheinz Deschners (1924-2014) durch Professor Mynarek

„Aufklärung ist Ärgernis. Wer die Welt erhellt,
macht ihren Dreck deutlicher.“¹

Zum Nachruf von Hubertus Mynarek auf Karlheinz Deschner im österreichischen „Freidenker“ 2/2014 (geringfügig veränderte Fassung der „Das Phänomen Deschner – Größe und Grenzen“ betitelten Würdigung des Autors zu seinem 80. Geburtstag in der von beiden Autoren mit herausgegebenen Zeitschrift „Aufklärung und Kritik“, Abk. A&K, 9/2004²) äußere ich mich nicht zuletzt deswegen, weil manches des von Mynarek gegen Deschner Vorgetragene auch sonst gelegentlich zu lesen ist (s. Anm. 58) – hier wie da indes fern der Realität von Deschners Leben und Schaffen, das ich fast vierzig Jahre lang freundschaftlich-kritisch begleitete. Auch Hubertus Mynarek war Karlheinz Deschner seit langem kollegial verbunden, nannte ihn, etwa in einem Interview für die Zeitschrift „Materialien und Informationen zur Zeit“ (Abk. MIZ, 2/2000), „Freund“ gar, als den auch Deschner ihn schätzte, mit Hochachtung für seinen, vielfach literarisch dokumentierten, entbehnungsreichen Kampf gegen die dogmatisch zementierte katholische Kirchenmacht. Dieser begann 1972 mit Mynareks „*Offenem Brief an den Papst*“, einer Begründung seines Kirchenaustritts, des ersten eines deutschsprachigen Theologieprofessors, seine akademische Karriere jäh beendend – Zwangspensionierung bereits mit 43 Jahren die Folge.

1962, zehn Jahre vor Mynareks Bruch mit der katholischen Kirche, dies sei meiner

Replik auf seinen Nachruf erläuternd vorgestellt, hatte Deschner, auch historisch-methodisch geschult u.a. an der Würzburger Universität, seine 1957 begonnenen, die Ergebnisse kritischer Quellenforschung katholischer wie evangelischer Theologen ausgiebig nutzenden Studien zu Wurzeln und Wirkungen des Christentums abgeschlossen und sein (bis heute mehrfach aufgelegtes³) erstes *glaubens-, dogmen- und kirchenkritisches* Werk (im letzten Drittel ein par-force-Ritt durch die Geschichte – von Konstantin „dem Großen“ bis zur Kooperation von Vatikan und Faschismus) mit dem vielsagenden Titel „*Abermals krähte der Hahn*“ (Abk. „Hahn“) bei Günther veröffentlicht.

Die Proportionen zwischen Glaubens- bzw. Dogmenkritik und Kritik der Kirche in ihrer Geschichte in Deschners Werk von 1962 wie auch ein Vergleich dieser 600 Seiten mit rund 6000 Seiten (und 100.000 Belegen) seiner zehnbändigen „*Kriminalgeschichte des Christentums*“ (Rowohlt 1986-2013, Abk. KdC) lassen mich, zumal für den kirchenkritischen Teil, Professor Mynareks Behauptung, der Verfasser von „*Abermals krähte der Hahn*“ habe „viele und lange Passagen“ in die KdC übernommen, nicht nachvollziehen. Wann immer Deschner an diesen Erstling anknüpfte, bezog dieser so gewissenhafte wie, von Mynarek hervorgehoben, „fleißige“ Autor die neuesten Forschungsergebnisse, soweit ihm zugänglich, jeweils ein.

Die Arbeit am „Hahn“ war für Deschner ein endgültiger, nun auch *emotionaler* Abschied vom Traditionskatholizismus seiner Steigerwälder Heimat. Dem voraus ging, schon als Schüler, als Student („beharrlich Autodidakt“, so im großen Essay von 1977 „*Warum ich Agnostiker bin*“⁴), seine *geistige* Loslösung vom Christentum durch die Lektüre der Werke von Nietzsche, dann Schopenhauer und, „besonders gründlich“, Kant, später Lichtenberg und Karl Kraus. Mit beidem war sein *persönliches* Interesse an Kirche und Christentum gestillt, liebend gern, betonte er oft, wäre er damals zu seinen literarischen Anfängen zurückgekehrt. Doch der Dichter, so Willi Winkler in seinem Nachruf am 11.4.14 in der „Süddeutschen Zeitung“⁵, „muss auch leben“, stets in Sorge um den Lebensunterhalt für die Seinen.

Unter weitgehender Hintanstellung seiner literarischen und literaturkritischen Neigungen (zum Bedauern vieler, die, auch nach seinem Tod, über ihn schrieben, zu lesen unter „Resonanz“ auf seiner Website), früh schon dokumentiert insbesondere in seinem ersten autobiographischen Roman „*Die Nacht steht um mein Haus*“ (1956) und in seiner fulminanten Streitschrift „*Kitsch, Konvention und Kunst*“ (1957), durch die „eine ganze Generation [auch ich] lesen lernte“ (Günter Maschke), blieb er, zunächst mehr nolens als volens, bei der Kirchenkritik. Damit stellte, so Winkler, dieser „grundgelehrte Dichter“ seine „gewaltige Sprachkraft“ in den Dienst der Aufklärung, zunehmend angetrieben von der Empörung über die jahrtausendelange Verkehrung urchristlich überlieferter Ideale wie vor allem Friedfertigkeit und Armut durch die selbsternannten päpstlichen Stellvertreter „Gottes“ bzw. „Christi“ auf Erden in ihr krasses Gegenteil.⁶

Es folgte, um nur das Wichtigste seither zu nennen, in Mynareks Deschner-Porträt (2004 und 2014) nicht berücksichtigt, 1965 bei Günther „*Mit Gott und den Faschisten*“ – ein epochales Buch, denn es dokumentiert in solcher Ausführlichkeit (den Schluss des Werks von 1962 erheblich erweiternd) erstmals die vielfältigen Verbindungen zwischen kirchlichen Potentaten, die Päpste Pius XI. und Pius XII. voran, und europäischem Faschismus (in Italien, Deutschland, Spanien und Kroatien). 1982/83, vier Jahre vor der Publikation des ersten Bandes der KdC, erschien bei Kiepenheuer&Witsch, 1991 dann bei Rowohlt, im vierfachen Umfang des Buches von 1962, die von Mynarek ebenfalls nicht berücksichtigte kritische Papstgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Unter dem Titel „*Die Politik der Päpste. Vom Niedergang kurialer Macht im 19. Jahrhundert bis zu ihrem Wiederaufstarken im Zeitalter der Weltkriege*“ brachte Alibri 2013 dieses nochmals überarbeitete Werk erneut heraus, von Michael Schmidt-Salomon in einem ausführlichen Nachwort bis zur Gegenwart geführt. Dieser gleichsam 11. Band der KdC sei, so Deschner, „weitaus die aktuellste“ seiner Kirchenkritiken, „eben deshalb weithin totgeschwiegen“.⁷ Da geht es eben nicht, wie von Klerikern gern abgewinkt, um längst verblasste Blutspuren im „Schnee von gestern“, sondern u.a. um blutigste Kriege des 20. Jahrhunderts mit, wie Deschner detailliert nachweist, mehr oder weniger direkter Beteiligung von Vatikan und hohem Klerus zur Durchsetzung des einst und jetzt immer gleichen Zieles: Erhaltung und Mehrung der Macht – oder, mit Mynarek zu sprechen, der Hierarchie. Seine kritische Würdigung von Deschners Kirchenkritik wie auch seiner geistigen

Prämissen und seiner Ethik in A&K 9/2004 – diesem Dreischritt folgt meine Replik – irritierte mit Karlheinz Deschner, der, selbstkritisch wie nur einer, im steten Zwiespalt zwischen der „Forderung des Tages“ am Schreibtisch und im täglichen Leben⁸, sich in diesem Porträt nur ansatzweise wiedererkannte, auch jene, die sein Werk wie auch ihn, im Rahmen des stets nur begrenzt Menschenmöglichen, recht gut kannten.

Irritiert waren wir damals, bin ich nun erneut beim Wiederlesen von Mynareks (nur minimal verändertem) Text nicht primär wegen seiner das Lob für Deschner, zumal für den „fleißigen“, den „literarisch brilliantesten“ Kirchenkritiker, flankierenden Vorbehalte gegenüber dessen Werk und Leben an sich, sondern wegen der Art seiner Begründung. Diese lässt leider, im Gegensatz zu der sonst von Mynarek gewohnten Akribie, zumeist überzeugende Fundierung vermissen – u.a. durch Wort- und Zeitkontext mehrfach ignorierende und daher zumindest missverständliche Zitierung vor allem von Hans Wollschläger – siehe unten Exkurs H.W. –, durch Übergehen von seiner Deutungsspur gegenläufigen Werken Deschners, durch m.E. auktorial-apodiktische Behauptung der Kenntnis seiner „tiefen Abgründe“, durch Vernachlässigung semantischer Mehrdeutigkeiten – nicht: Widersprüche! – im Bereich „Glaube“/„Religion“ sowie von Wahrhaftigkeit, Ironie und sinnlich-atmosphärischem Fluidum seines aphoristischen bzw. autobiographischen Schreibens. Andernfalls hätte er wohl seine Nähe zu Deschner auch dort erkennen, Respekt für ihn auch dort äußern können, wo er Grenzen sieht und vermeintlich trennende Gräben, statt, wie ich, immer wieder auch verbindende Brücken.

Meine Wertschätzung für Hubertus Mynarek und sein Werk bleibt von den folgenden Bedenken gegen einige seiner Mitteilungen zum „Phänomen Deschner“ unberührt, sie zu äußern – teils mich von ihnen distanzierend, teils sie weiterführend, um das Bild von Deschner so realitätsnah wie möglich zu komplettieren – gebietet mir jene Wahrhaftigkeit, die er, auch mir, beispielhaft vorlebte.

Hubertus Mynareks Wahrnehmung und Beurteilung Karlheinz Deschners: Kirchenkritisches Werk, geistige Prämissen, Ethik

Fragwürdiges seiner Sicht von Deschners kirchenkritischem Werk

„Jesus von Nazareth? Gewiss kein Gott. Vielleicht ein Mensch. In der Bibel einmal, in der Geschichte der Kirche aber unaufhörlich gekreuzigt.“⁹

Deschners Kritik christlicher Glaubensgrundlagen und ihrer dogmatischen Fixierung

„Vom Weihnachtsfest zur Himmelfahrt: lauter Plagiate.“

Wie wichtig Deschner vor allem die theoretische Basis der „Kriminalgeschichte“ war, ist auch daraus ersichtlich, dass er ihr, jeweils unter Auswertung neuerer Forschung, nach dem „Hahn“ auch das mehrfach aufgelegte Werk „Der gefälschte Glaube“¹⁰ widmete sowie das erste Kapitel des dritten Bandes seiner KdC von 1990 („Christliche Fälschungen in der Antike“).

Auf diesen Band bezogen schreibt er denn auch in einer „Nachbemerkung“ des Beiheftes zur KdC Band 4, die Ausflucht frommer Christen, er könne „noch so viele

kirchliche Verbrechen zusammentragen ..., das erschüttere ihren Glauben an Christentum und Christus nicht“, verfange nicht, allein das längste Kapitel dieses Bandes, das erste, führe „eine Berufung auf den christlichen Glauben ad absurdum“, doch auch in anderen Bänden verdeutliche er neben der ethischen immer auch die dogmatische Problematik des Christentums (etwa seines „trinitarischen Sockels“, siehe Anm. 34).

Deren Bedeutung für ihn erhellt, spürbar gegen Progressive und Reformen in der Kirche gerichtet¹¹, auch aus dem Schluss des Kapitels über das extrem kurze Pontifikat Johannes Paul I. (26. August bis 28. September 1978) mit Ausblick auf den „flammende(n) Antikommunismus und Antisowjetismus“ von Johannes Paul II. in „*Die Politik der Päpste*“ (2013): „*Doch selbst wenn dies Institut fast zweitausendjähriger Verbrechen eines Tages, aus welchen Gründen immer, Frieden nicht nur predigen, sondern praktizieren, wenn es dafür leiden, schrumpfen, machtlos würde – es bliebe verächtlich, weil es dogmatisch unwahr ist. Eine auf Lug und Trug gebaute Kirche aber wird sich nie als ethisch brauchbar erweisen, sondern bleiben, was sie seit der Antike war (...) – die Religion der Frohen Botschaft mit der Kriegsbemalung.*“

Wie nah Mynarek auch in dieser Hinsicht Deschner ist, erweist sich nicht zuletzt darin, dass er sein vielbeachtetes Werk „*Der gefälschte Glaube*“ mit einem Kapitel „*Küng oder Mynarek*“ enden lässt, ausführlich dessen folgenreiches Buch „*Herren und Knechte der Kirche*“ (1973) zitierend, mit Mynarek die wertende Unterscheidung zwischen katholischer Glaubensgemeinschaft und katholisch-hierarchischem System zurückweisend: Dadurch

wirke auch Küng letztlich als „stabilisierende Kraft“, wofür ihm die Hierarchien dankbar sein sollten. Vielleicht erklärt das den zunächst seltsam anmutenden Umstand, dass, zumal in theologischen Kreisen, bei voller Sympathie zuweilen für Deschners „*Kriminalgeschichte...*“, seine Glaubens- und Dogmenkritiken, da zu brisant, selten erwähnt werden.¹²

Was Deschner in seinen eminent aufklärerischen bibel- und dogmenkritischen Werken leistete, war, wie Mynarek mit Verweis auf Theologen jener Jahre, etwa den in Göttingen lehrenden Julius Groos, erfreulich klar hervorhebt, die Befreiung der historisch-kritischen Forschung über die Grundlagen des Christentums (laut Hans Conzelmann¹³, von Mynarek zitierter Professor für Neues Testament in Göttingen, dessen Forschungen ich meinen Kirchenaustritt von 1965 verdanke, das – nur allzu begreiflich! – „bestgehütete Geheimnis der Kirche“) „aus der kirchlichen Zwangsjacke“ – eine auch durch Deschners vielgerühmte Sprachkunst überaus wirksame, sich vom oft farblos-abstrakten Stil anderer Gelehrter abhebende Multiplikation dessen, was andernfalls die Binnenwelt „gelehrter Bücher“ kaum je verlassen hätte.

Grund genug doch wohl, um Mynareks Bedauern darüber zu mindern, dass Deschner, immerhin ein durch seine Studien an der Bamberger und Würzburger Universität methodisch gut vorbereiteter promovierter Privatgelehrter, nicht auch noch eigene, von Mynarek vermisste Feld- bzw. Quellenforschung betrieb (andernfalls wäre er, zumal ohne das zuarbeitende Team wohlbestallter Professoren, wohl nie über den ersten Band der KdC hinausgekommen), sondern das von dogmatisch ungebundenen Bibelforschern Erarbeitete „nur“,

so Mynarek, zusammentrug, eben jene aber, wie er betont, samt Ausflüchten ins „Kerygma“, durch ihre eigenen Forschungsergebnisse widerlegend. Damit wirkte er zugleich geistig bahnbrechend für viele Leser, belegt durch die damals, nach Erscheinen des „Hahns“, beginnende Welle von Kirchenaustritten, durch Tausende von Briefen an Deschner¹⁴ und Dutzende Rezensionen bereits des Werks von 1962, bahnbrechend ebenso für etliche Kirchenkritiker, die auf ihn folgten. Das Ärgernis Karlheinz Deschner für große Teile des Klerus katholischer, auch evangelischer Provenienz sollte seither nicht mehr verstummen.

Deschners Kritik der „Kriminalgeschichte des Christentums“

„Frei nach Faust II: Kirche, Krieg und Kapital, dreieinig sind sie allemal.“

„Es gäbe wenige Gläubige auf der Welt, kennten sie ihre Glaubensgeschichte so gut wie ihr Glaubensbekenntnis.“

Deschners Bewertungsmaßstab: Die Friedens- und Armutsbotschaft des synoptischen Jesus

Karlheinz Deschner schrieb seine „Kriminalgeschichte des Christentum“, oft, auch in der ausführlichen Einleitung zum ersten Band, betont, „cum ira et studio“, und zwar aus Feindschaft, nicht, wie immer wieder behauptet, aus Hass. Denn die Geschichte derer, die er beschreibe, habe ihn zu ihrem Feind gemacht. Sein durchgehender, von Mynarek nach meinem Eindruck nicht hinreichend gewürdigter Vorwurf zielt auf die Entlarvung klerikaler Verlogenheit, der Pervertierung dessen, was von der Friedens- und Armutsbotschaft des synoptischen Jesus überliefert wurde, ins Gegenteil, zwei Jahrtausende lang,

bis weit hinein ins 20. Jahrhundert, stets mit Berufung auf ihn als Ursprung und Herrn der Kirche, durch deren Mächtigste – „Heuchelei im Heiligenschein“.¹⁵ Hier nun setzt Mynareks weitere Kritik an Deschner an: Er idealisiere die Gestalt Jesu. Diese Kritik kann ich nicht nachvollziehen, weil Mynarek *zum einen* uns heute befremdlich anmutende Formulierungen Deschners nicht dem zeitlichen Kontext früher Schaffens- und geistiger Umbruchjahre zuordnet (1962, 1966, siehe Anm. 19), weil *zum andern* das Monierte auch bei ihm selbst zu lesen ist, noch im Eingang seiner 1986 (!) in zweiter, stark überarbeiteter Fassung erschienenen Schrift „Verrat an der Botschaft Jesu“ (Abk. „Verrat“; wie nah schon im Titel Deschners Werk von 1962 „Abermals krähte der Hahn“!) – ein Buch, merkt er an, das „die Kirche durchgehend an den urchristlichen Idealen“ messe, von ihm kaum minder gewürdigt als von Deschner jemals, wortgleich spricht auch er von der „Pervertierung“ eines urchristlichen Ideals, diesmal des „Freiheitsimpulses“, ins Gegenteil (S. 25, 32 f).

Beide Autoren äußern sich ähnlich über Jesus – wo liegt letztlich der von Mynarek behauptete Unterschied, auch in der Aufwertung des synoptischen Jesus gegenüber Paulus?¹⁶ Deschners Interesse gilt nicht einer Realperson, deren *Historizität* für Mynarek¹⁷ wie für Deschner¹⁸ nicht erwiesen, dessen *Einzigartigkeit* (auch im „Sichopfern für den andern oder für eine Idee“) Deschner, z.B. durch Vergleiche mit Sokrates, mit Buddha, durchweg so entschieden bestreitet wie er, ebenso entschieden, *die ethischen Widersprüche*, ja, Ungeheuerlichkeiten (etwa die Drohung mit ewigen Höllenstrafen) im überlieferten Gesamtporträt hervorhebt (besonders im

Buch „*Zwischen Kniefall und Verdammung*“ über seinen Schweizer Freund Robert Mächler, 1999). Befremdliches, das Mynarek von Deschner aus den 1960er Jahren zitiert, gilt offenbar einer auch sein dichterisches Gemüt anziehenden „Symbolkraft“ und „Intensität“¹⁹ des ihm, auch bei bloßer Nennung des Namens Jesus, in allen Bezugnahmen präsenten ausschließlich *synoptisch* tradierten Jesusbildes, was nicht genug betont werden kann.

Deschners Kirchenkritik – „Größe und Grenze“ aus Mynareks Sicht

„Deschners Größe“?

Mynarek würdigt Deschners „*Kriminalgeschichte des Christentums*“ als „qualitativ beste Kirchengeschichte in literarisch anspruchs- und niveaувollem Gewand“, die „Größe“ dieses „Standardwerk(s) einer alternativen Kirchengeschichte“ sieht er darin, dass der Autor, wenn auch „nur“ (!) die Forschungsergebnisse anderer kompilierend, diese „von allem Beiwerk gereinigt“ habe, „so dass sie jetzt erst in ihrer ganzen wuchtigen Relevanz auf indoktrinierte (...) Gehirne wirken können“.

Worin aber bestand *konkret* die „wichtige Relevanz“ der Wirkung seiner „alternativen Kirchengeschichte“? Mynarek attestiert Deschner „Wahrhaftigkeit“, die auch ich an ihm herausragend wahrnahm. Worin zeigte sie sich? Jenseits konventioneller Denk- und Deutungsschablonen entlarvte er als Literaturkritiker das *Unechte* (das Überschätzte auf Kosten des Unterschätzten), als Kirchenkritiker²⁰ das *Unrechte*, das blutig Schein-Heilige: jene zuvor bezeichnete Kluft zwischen christlichem *Anspruch* und historischer *Wirklichkeit* kirchlicher (und mit ihnen, zuweilen gar in Personalunion, verbundener christlich-weltlicher) Potentaten (nach

Martin Dibelius, von Deschner zitierter ev. Theologe, „*die Leibwache von Despotismus und Kapitalismus*“²¹).

Exkurs: Hans Wollschläger und Karlheinz Deschner

Der Schriftsteller Hans Wollschläger, Karlheinz Deschner in den Haßbergen nicht nur räumlich benachbart – beide verband seit langem eine tiefe, achtungsvolle Freundschaft, schmerzlich entbehrt nach dem Tode Wollschlägers 2007 –, setzte sich wiederholt engagiert für Deschner und sein Werk ein, nicht ahnbar in dem, was Mynarek von ihm zitiert, leider so missverständlich und ebenso kontextfern wie seine Wiedergabe von Deschners Aussagen über den ev. Theologen Paul Feine in der von ihm 1966 herausgegebenen Sammlung „*Jesusbilder in theologischer Sicht*“.²² Eine einzige, ohne besagten Kontext (Kursivschrift von mir) negativ kritisch anmutende Bemerkung zitiert Mynarek aus Wollschlägers umfangreicher, sehr lesenswerter, weil instruktiver, auch sprachlich hervorragender, Rezension des 5. Bandes der KdC²³, die Mynarek „nicht akzeptieren“ will, nämlich die Charakterisierung von Deschners Werk als Schmähschrift, als („*vielleicht*“, so Wollschläger, von Mynarek gestrichen) „ein einziges gewaltiges Pamphlet“ („*mit mehrfacher Zielrichtung*“, so Wollschläger differenzierend, von Mynarek gestrichen), nicht das Ideal selbst, zu dem die Geschichtsschreibung gelangen muss“ – die Fortsetzung des Zitats fehlt ebenfalls: „*ganz fraglos aber ist es der ideale Anstoß auf dem Weg zu ihm hin. Er muß betreten werden...*“

Beiseit, dass nicht Wollschläger, sondern Mynarek für Deschners Werk an dieser Stelle das Wort „Schmähschrift“ einfügt, beiseit auch, dass ein sprachlich Versier-

ter wie Wollschläger das Wort „Pamphlet“ auch in seiner ursprünglichen, nicht nur populär-herabsetzenden, Bedeutung als „politisch-religiöse Streitschrift“, etwa im Sinne des „J'accuse“ von Emile Zola 1998 verstanden haben dürfte: Entscheidend – und für diese Annahme ausschlaggebend – ist der gesamte, von Mynarek leider übersehene, durchweg hochachtungsvolle nähere und weitere Kontext dieses *einzig* einschränkenden Satzes in Wollschlägers Buchbesprechung, dem, nach seiner Kritik der herrschenden Geschichtsschreibung (als „Pflichtverteidigung“ der von Deschner Angeklagten) und seiner Forderung einer gründlichen Neuorientierung derselben die Überzeugung unmittelbar (!) vorausgeht: „... *kein besserer Lehrer als Deschner wäre hier zu finden.*“. Diese Worte werfen ein ebenso klares Licht auf das (angemessene!) Verständnis des einzigen von Mynarek aus Wollschlägers Deschner-Würdigung herausgegriffenen Satzes wie u. a. die folgende unübertroffen klare Charakterisierung von Deschners kirchenkritischem Impetus durch seinen Rezensenten Wollschläger, eine weitere Konkretion der „wichtigen Relevanz“, die Mynarek dem kirchenkritischem Werk Deschners zuspricht:

„Deschner schreibt als Kirchengeschichte die ganze Geschichte neu – und gibt sie in eben dieser Identität als die Kriminalgeschichte zu erkennen, die sie war. Das geht der gesamten Vertuschungs-Historiographie mitten ins Gesicht, und nur folgerichtig geschieht es mit allen dort verpönten Mitteln: urteilend, wertend – nämlich ‚moralisch‘ wertend, nämlich aus der Sicht der Opfer urteilend, die das alles erdulden mussten: eine Greuel-Chronik ohne Wenn und Aber. ‚Differenzierung‘ verlangt da habi-

tuell die Zunft-Kritik, um aus dem Blutsumpf in irgend eine ‚Idee‘ abheben zu können; nichtsda: sie brächte, aus der Nähe der Erduldenden gesehen, keine Differenz. Diese Nähe, an der er unerbittlich festhält, ist Deschners Prinzip – und seine ihm nicht entreißbare Legitimation.“²⁴

„Deschners Grenzen“?

Nahezu drei Viertel von Mynareks Würdigung Deschners gelten seinen „Grenzen“, deren sich dieser selbst, freilich aus anderen Gründen, stets nur allzu bewusst war. Sie nachzuvollziehen ist schwierig für mich, auch bei voller Bejahung von Mynareks Zurückweisung allzu übersteigerter, schmeichelhafter, auch Deschner, etwa in seiner Geburtstagsrede am 23. Mai 2004 (siehe Anm. 49), nie geheurer Glorifizierungs-Attribute, gar im Superlativ, für ihn und seine Arbeit.

Eine wesentliche Grenze sieht Mynarek in Deschners methodischem Zugang zur Kirchenkritik. Er vermutet, ihn habe bei seiner *„Kriminalgeschichte des Christentums“* die ehrgeizige Intention auf „Vollständigkeit“ geleitet, weshalb er, *induktiv*, „Fakt auf Fakt“ gehäuft, „Verbrechen an Verbrechen“ gereiht habe, um die Kirche „als größte Verbrecherorganisation aller Zeiten“, das Christentum „als schlechteste Religion und Institution“ zu entlarven. Dem halte ich zunächst nochmals entgegen, was Deschner immer wieder hervorhob: Nicht um Vollständigkeit an sich ging es ihm, nicht also um die „Sisyphusarbeit“ einer unaufhörlichen, nie auslotbaren „Skandalchronik“, wie andere schrieben, und *wahrlich nicht um Ausnahmen*, wie er ausführlich nachweist, *sondern um die Regel* im Sinne der relevanten politikbestimmenden Leitlinien füh-

render katholischer Potentaten, um die von ihnen verursachte „Blutspur einer Liebesreligion“, die er, aus der Sicht der Opfer (siehe Anm. 20 und 24), durch die Jahrhunderte ausleuchtet, positive Erscheinungen wie manche emanzipatorische Gegenströmungen, wie diverse Ketzer bzw. Häretiker, von ihrer Kirche einst verfolgt, später, wenn opportun, zur Selbstrechtfertigung bisweilen umso höher gehoben, immer wieder einbeziehend (vgl. hierzu den 2014 von Rowohlt publizierten Sach-Index zur KdC 1-10) – auch dies widerspricht Mynareks durchgehender Mutmaßung, Deschner sei es um einen „systematischen Duktus“ seiner negativ-alternativen Kirchengeschichte gegangen.

Mynarek hingegen meint, um die katholische Kirche „als die monströseste und dämonischste Herrschaftsinstitution in der Perspektive der letzten zweitausend Jahre zu erweisen“, bedürfe es, wie bei Eugen Drewermann und ihm selbst (u.a. in seinem Buch von 1986 „Verrat...“), „einer philosophisch-soziologischen Analyse“, welche, bei Deschner fehlend, *deduktiv* „aus den hierarchischen, vermeintlich von Gott geoffenbarten und geschenkten Strukturen die eherne, logische Notwendigkeit des Gesamts aller Verbrechen, aller abscheulichen Machtpersionen“ herleite, flankiert durch „neue, kühne, revolutionäre Religionstheorien“ von Philosophen und Psychologen wie Feuerbach, Marx, Nietzsche, Freud, Fromm.

Warum wählte der Historiker Deschner einen anderen, den *induktiven* Weg zum Nachweis der vorherrschend „kriminellen“ Geschichte des Christentums als einer *machtpolitischen* Institution innerhalb und außerhalb der Mauern von Papst- und Bischofspalästen, während Mynarek, als Religionswissenschaftler, die römisch-ka-

tholische Kirche „in ihrer totalitär-absolutistischen, *hierarchischen* Organisationsperfektion“ interessiert?²⁵ Ich erinnere an Fichtes bedeutsames Diktum: „Jeder denkt, wie er’s braucht.“ und ergänze: Jeder schreibt darüber so, wie er’s braucht bzw. wie es seinem (vielfach geprägten) Wesen gemäß ist. Mynarek machte überreich schmerzliche Erfahrungen mit der Kirchenhierarchie, denen er hernach analytisch-deduktiv auf den Grund ging (etwa in „*Herren und Knechte der Kirche*“, 1973). Deschner wiederum bewahrte sich zeitlebens die empfindsamen Sensoren seiner literarischen Anfänge, die ihn, um sie spüren, sie sprachmächtig-anschaulich ans Licht zu bringen, „zu den Dingen hin“ zogen, nicht zu Theorien, nicht zur „Ideen-Schau“ von Philosophen, so „kühn und revolutionär“ sie zuweilen auch auf ihn gewirkt haben wie etwa die von Mynarek genannten.²⁶

Die auf solche Weise aus akademischer Enge befreite Sprengkraft der gleichsam von unten gelesenen Geschichte konnte durch Deschner, den gewissenhaften und zugleich sprachmächtigen Mittler der Quellenforschung anderer, ihre aufklärende Wirkung besonders nachhaltig entfalten und, so der von Mynarek zitierte Julius Groos, die „Masse der Gebildeten“ erreichen.

Auch Mynarek zollt Deschner hierfür, trotz besagter Vorbehalte gegenüber seinem induktiven Zugang zum „ungeheuren Kriminalitätspotential“ der Kirche, Respekt, wenn er, unter der Überschrift „Minutiöse, detaillierte Kleinstarbeit“, feststellt: „Er bestätigte damit auch konkret, anschaulich, ja massiv-demonstrativ die Theorien der vorhin genannten Pioniere der philosophischen, psychologischen und ökonomisch-sozialen Religionskritik.“ – und da-

mit vielleicht auch Mynareks eigene Kritik der römisch-katholischen Kirche „als perfektste und extremste Organisationsform des religiösen Phänomens“ („Verrat“, S. 19)? Er lobt Deschner, „weil er die Theorien anderer Denker nur (?) mit Leben, mit einem überbordenden induktiven Material füllt“, weil er in der „glänzenden literarischen Verarbeitung einer großen Verbrecher- und Verbrechensgeschichte (...) die Wirklichkeit wiedergibt“.

Ja, ließe sich die Leistungskraft von Deschners *induktiver* Methode der Kirchenkritik trefflicher benennen? Sie befördert so viel „Substanz“ ans Tageslicht, dass mir nicht ersichtlich ist, warum Mynarek das Urteil von Professor Hermann J. Schmidt, Deschner sei nicht nur der literarisch „brillanteste“, sondern auch „substantiellste“ Kirchenkritiker des 20. Jahrhunderts, zurückweist mit der Begründung, dazu fehle ihm „die philosophische und psychoanalytische Substanz“ eines Comte, Feuerbach, Freud oder Fromm. Spätestens hier könnte doch deutlich werden, dass, wie „Substanz“ vielerlei auf vielerlei Ebenen umfassen kann, so auch *beide* Wege (und noch etliche andere wie etwa der analytisch-kontextuale von Armin Pfahl-Traugber, s. Anm. 51) einander in einem produktiven Methodenpluralismus zu ergänzen vermögen; denn was sind Theorien ohne den, der sie „mit Leben füllt“? Vor diesem Hintergrund relativiert sich meines Erachtens Mynareks Auffassung, Deschner sei, „ganz präzise gesagt“, „Kirchengeschichtskritiker, nicht Kirchenkritiker“. Beleuchtet er doch, Kritik der „saturierte(n) ... Unberührtheit, mit der auf Kathedern von Katastrophen geredet wird“, einbezogen (Wollschläger, Anm. 23), die Kirche in ihrer blutig-realen *Macht-Geschichte*, ohne die sie auch für das *hierarchische* System nicht denkbar ist, auf das

sich Mynareks Forschung konzentriert. Beide Perspektiven, die von unten und die von oben, ergänzen einander.

Warum aber exemplifizierte Deschner seine große Anklage, die er laut Exposé zur KdC 1970 gar „gegen die Geschichte des Menschen“²⁷ erheben wollte, am Christentum? Er sieht es mitnichten, wie Mynarek mutmaßt, als „Modell von Religion überhaupt“, obgleich zumindest allen *institutionalisierten* Religionen unbestritten viele Züge gemeinsam sind. Mynarek sieht deren wesentlichsten Zug, die antiemanzipatorische Bevormundung in einem totalitär organisierten Kontrollapparat mit dem Anspruch alleiniger Wahrheit und somit Unfehlbarkeit, in der römisch-katholischen Kirche verwirklicht. Deshalb richtet er darauf sein Hauptaugenmerk. Deschner hingegen konzentrierte sich auf das Christentum vor allem wegen der immensen Kluft zwischen theoretischem Anspruch und gelebter Wirklichkeit seiner Führer, in diesem Ausmaß in keiner anderen, zumal institutionalisierten, Religion oder Ideologie anzutreffen. Andere mögen, wiederum in ersprißlicher Arbeitsteilung, aus anderen Gründen andere Religionen und Weltanschauungen kritisch ins Visier nehmen. Deschners Zeit reichte nur für diese eine.

Er glaubte indes ganz und gar nicht, wie Mynarek meint, „damit alle Religionen widerlegt zu haben“, dachte also mitnichten „typisch abendländisch“, übersah mitnichten „die gewaltigen Strukturunterschiede der asiatischen Religionen zum Christentum“, etwa wenn er sich, freilich fern dem strukturanalytischen Ansatz von Mynarek, in dem zu Unrecht fast verschollenen und leider auch von Mynarek ignorierten rund 100 Seiten umfassenden Essay von 1977 „*Warum ich Agnostiker bin*“²⁸ u.a. alt-

asiatischen und vorsokratischen Weltvorstellungen zuwandte, die seinem eigenen monistisch zum Panpsychismus neigenden „Alleinheits“-Gefühl, in scharfem Kontrast zum Dualismus der drei monotheistischen Religionen hierzulande, entsprachen – mit jeweils konträren Konsequenzen auch für die Beziehung des Menschen zum Tier, zur Natur insgesamt.²⁹

Deschner – ein Aufklärer? Und ob!

Alles in allem: Deschners Platz unter den Aufklärern bis in unsere Zeit ist für Mynarek anscheinend nicht eindeutig auszumachen: *Einerseits* nennt er Aufklärung den, von Deschner nicht geleisteten (weil nicht angestrebten!) „primär philosophisch fundierte(n) Protest gegen Kirche, Thron und Altar sowie jede institutionalisierte Religion“, *andererseits* „genau das“, nämlich seine von allem frommen „Beiwerk“ gereinigte Dogmen- und Kirchenkritik, wegen ihrer ganzen „wichtigen Relevanz auf indoktrinierte, mit Dogmen, frommen Anmutungen, Märchen, Legenden und Mythen vollgestopfte Gehirne (...) Aufklärungsarbeit im besten klassischen Sinn dieses Wortes“, so „durchschlagend“ wie auch „erhellend“ (sic! vgl. Deschners bekanntesten Aphorismus im Eingang dieses Briefes und seiner Website). Auch hier sollte das Zusammenwirken unterschiedlicher Bemühungen um Aufklärung, der philosophischen ebenso wie der historisch-kritischen, bejaht werden. Wenn denn Deschner schon kein „ganzes Jahrhundert Aufklärung“ ersetzt, so möchte man doch mit Professor Horst Herrmann³⁰ an Aufklärer des 18. Jahrhunderts erinnern³¹, etwa an die Franzosen Pierre Bayle, Claude Helvetius, Voltaire, hernach an Heinrich Heine in Deutschland, und schlussfolgern: „In Deschners ‚Kriminalgeschichte des

Christentums‘ hat nun auch das 20. Jahrhundert sein Buch.“

Immer aber galt für den Aufklärer Karlheinz Deschner, worauf Johannes Neumann, emeritierter Professor für Rechts- und Religionssoziologie, in seiner „*Empörter Menschenfreund*“ betitelten Laudatio bei der Auszeichnung Deschners mit dem Ludwig-Feuerbach-Preis am 30.11.2001 in Augsburg hinwies: „Seine Feststellung, ‚*Wer aber ohne Anfechtung aufklärt und Trauer, ist mir fremder als der religiöse Mensch.*‘ ist von so unmittelbarer Menschlichkeit, dass man dafür keine religiös salbendernde Begründung braucht.“

Fragwürdiges in Mynareks Sicht von Deschners geistigen Prämissen Semantisches und Biographisches zu „Religion und Glaube“

„Vieles bewundere ich zwischen Himmel und Erde, doch nichts bewundere ich weniger als die Wunder der Religionen.“

„Nichts in meinem Leben fehlt mir weniger als Gott.“

Vorweg: Ein Kommentar zu dem, was Mynarek vom „betenden“ und das Beten ironisierenden Deschner zitiert, Selbstwidersprüchlichkeit suggerierend durch Verschweigen des jeweiligen zeitlichen Kontextes, erübrigt sich, wenn man bedenkt, dass Deschner ersteres in seinem frühen Roman „*Die Nacht steht um mein Haus*“ von 1956 schrieb, also, wie oben erläutert, in seiner religiösen Umbruchphase, letzteres hingegen fast 40 Jahre später im Aphorismenband „*Ärgernisse*“, 1994, längst vom christlichen Glauben befreit.³²

Wichtiger: Deschner selbst nannte sich nicht Religionskritiker, gar im psychologischen Sinn, stets nur (allenfalls kirchenkritischer) „Historiker“ bzw. „Schriftsteller“. Nicht Begriffe jedoch waren ihm

wichtig, sondern die Arbeit, die er sich vorgenommen hatte. Als „Religionskritiker“ sah er sich allenfalls insofern, als er am Christentum, pars pro toto, die konkreten Auswirkungen einer institutionalisierten Weltreligion aufzeigen konnte.

Mynarek unterstellt Deschner teils eine „fehlerhafte Religionsauffassung“, weil er mit „Religion“ und „Glaube“ nur Institution und Dogma verbinde, andererseits Selbstwidersprüchlichkeit in seinen sich meist negativ, gelegentlich auch positiv über den Glauben äußernden Aphorismen. Beides trifft nicht zu, was bei Berücksichtigung der semantischen Mehrdeutigkeit dieser Begriffe sofort ersichtlich ist.

Wann immer konnotiert mit Dogmatik und Institution, öffnet sich ein Füllhorn provokanter, auch ironisch-bissiger Sentenzen, zuweilen, gattungsentprechend, aphoristisch übertrieben bis an die Schmerzgrenze mancher Leser, Komprimat dessen, was Deschner selbst das jahrzehntelange gründliche Studium der blutigen Geschichte dieser „Liebesreligion“ seit ihren Anfängen ethisch-emotional zugemutet hat.

Wann immer hingegen dogmen- und kirchenfrei, gewinnt der Glaubensbegriff einen dem Agnostiker Deschner gemäßen Sinn, wie vor allem dem Agnostizismus-Essay von 1977³³ hinreichend zu entnehmen ist. Im Beiheft zum 9. Band der KdC³⁴ erläutert er (jeglicher Selbstkommentierung sonst abhold) den Sinn des von Mynarek Zitierten, so oft kolportiert, leider auch auf dem Cover eines der Filme über ihn, wie missverstanden:

„So lese man auch meinen, oft verkürzt zitierten, Aphorismus nicht gegen den Strich: ‚Von Zweifel zu Zweifel, ohne zu verzweifeln. Im Grunde bin ich ein aus

lauter Zweifeln bestehender gläubiger Mensch.‘ Denn woran ‚glaube‘ ich? Je älter ich werde, desto mehr glaube ich, dass die kleinste Hilfe oft mehr taugt als der größte Gedanke. Und: ‚Ich glaube an den Triumph des Unkrauts über die Chemie.‘ Somit glaube ich, mit allem, was ist, einbezogen zu sein in den ewigen Kreislauf von Werden und Vergehen.“

Dieses Gefühl kosmischer Verbundenheit nannte er zuweilen, wie etwa Einstein, „religiös“ im Ursprungssinn des Wortes „religio“, nur in diesem Sinn vermag er nicht-institutionalisierte Religionen wie etwa den Buddhismus auch positiv zu sehen. Wiederholt zitierte er Goethes Streben, „das Erforschliche zu erforschen und das Unerforschliche schweigend zu verehren“, letzteres freilich war ihm nur bedingt möglich. Zwar bewegte ihn, neben der „entgötternde(n) Skepsis“ des ersten Deschner-Preisträgers, des britischen Evolutionsbiologen Richard Dawkins, vor allem und „wie fast nichts sonst“ dessen „Bekenntnis“, der „so traurig anrührende, in das Weltall hinausgestreute Zweifel: ‚Kann sein, dass wir die Musik des Universums nie verstehen werden.“³⁵ Der Aphoristiker freilich fragt, anders als etwa Einstein: „... *der gestirnte Himmel über mir...‘ – Doch ist das Erschrecken Pascals über ‚das ewige Schweigen dieser unendlichen Räume‘ nicht plausibler?“³⁶*

Schon vor diesem Hintergrund und unter Berücksichtigung klarer Abgrenzungen auch Michael Schmidt-Salomons, Vorstandssprecher der „Giordano-Bruno-Stiftung“ (GBS – „ins Leben gerufen“ übrigens nicht, wie von Mynarek behauptet, unter Mitwirkung Deschners, sondern durch die Nachwirkung seiner Kirchenkritik auf den

GBS-Gründer Herbert Steffen, daher, auch am 23.3.2013³⁷, die Verlautbarung: „*Ohne Deschner gäbe es keine GBS!*“), wird deutlich, dass es den „frappanten Widerspruch“ gar nicht gibt, den Mynarek in der Berufung der vermeintlich „jeglichen Glauben, jegliche Religiosität“ leugnenden GBS auf den „Spitzenvertreter einer ‚kosmischen Religiosität‘“, Giordano Bruno, sieht – mit dessen Zurückweisung des Kreuzes auf dem Scheiterhaufen am 17.2.1600 Deschner bezeichnenderweise sein erstes dogmen- und kirchenkritisches Werk von 1962 – „*Abermals krächte der Hahn*“ – abschließt. Würde Mynarek nicht nur Deschners zum kosmischen Alleinheits-Gefühl neigenden radikalen Agnostizismus (ohne jedes metaphysische Hintertürchen!) bedenken, jenseits von Theismus und Atheismus bei beiden gleichermaßen³⁸, sondern auch, was Schmidt-Salomon (kein „Chef-Atheist“!³⁹) auf den Salzburger Festspielen 2013 über die Verbindung von Rationalität und Mystik in den Naturwissenschaften sagte⁴⁰, könnte er von seinen unberechtigten Zuschreibungen gewiss Abstand nehmen. Allerdings waren für Deschners „religiöses“ Empfinden (außer im Essay von 1977 nie expliziert, am stärksten spürbar in seinen, leider weithin unbekanntem, Naturgedichten) schon *Begriffe* wie „Mystik“ und die von Mynarek vertretene „ökologische Religion“, so achtbar auch immer in ihren Konsequenzen, zu eingrenzend.

Zwar hält es Deschner weit mehr mit Theodor Lessings Auffassung von der Geschichte als „Sinnggebung des Sinnlosen“ denn mit Mynareks „dogmenfreiem Glauben als Welt-, Daseins- und Sinnvertrauen“, ohne das, wie er in seiner Würdigung des Autors schreibt, „kein Mensch leben kann [woher weiß er das?], auch der

Skeptiker und Nihilist nicht, es sei denn, er beginge logischerweise sofort Selbstmord“. Dem im Interview mit der MIZ (2/2000) vorgestellten „Credo“ eines Agnostikers hingegen hätte Deschner allerdings – sein Agnostiker-Essay von 1977 belegt es wie manche seiner Aphorismen – gewiss Wort für Wort zustimmen können, weshalb ich dieses Kapitel gern damit beende: „Wir können zwar unendlich viele ‚letzte‘ Sinnfragen stellen, auch alle möglichen Antworten darauf geben. Es muss uns nur stets klar sein, dass keine Antwort unfehlbar wahr sein kann, dass wir immer Sinn Suchende, Sinn Erfragende, uns eigenen Sinn Gebende [sic! siehe Theodor Lessing] sein werden.“⁴¹

Fragwürdiges in Mynareks Sicht von Deschners Ethik in Wort und Tat

„Je älter ich werde, desto mehr glaube ich, daß die kleinste Hilfe oft mehr taugt als der größte Gedanke.“

So viele Übereinstimmungen, genau gesehen, zwischen etlichen der Grundintentionen Mynareks wie Deschners ich in den vorigen Kapiteln auch wahrnahm, manche Gräben bedauernd, nur Mynarek sichtbar, so konsterniert war ich im Schlussteil seiner Würdigung, worin er die Privatmoral Deschners – scharfer Kritiker klerikaler Doppelmoral – unter die Lupe nimmt. Ich war konsterniert durch das mich vermessenen anmutende Unterfangen einer Innenschau bis hinein „in die tiefen Abgründe von Deschners widersprüchlichem Wesen“, ein Wissen behauptend („Wer Deschner wirklich kannte und kennen will, weiß...“), das andere Menschen, auch die uns Nächsten (gar wir selbst?) nicht haben können; nicht minder befremdete mich die Apodiktik von Behauptungen, die Deschner

zweifelsfrei verfehlen – als Literat wie als Mensch – mit all seinen Selbstvorwürfen zumal.

Deschner – Asket und Epikureer in einem? Wohl kaum!

„Mein Schreibtisch – Cordon sanitaire. Und Angriffsbasis zugleich. Ich lebte, um zu schreiben, und schrieb, um zu leben.“

„Ich lasse mich bezahlen, nicht kaufen. Ich brauche keine Arbeit, um Geld zu bekommen, sondern Geld, um arbeiten zu können.“

Zunächst gibt Mynarek zu wissen vor, Deschner habe sich von drei „millionenschweren Unternehmern“ unterstützen lassen – in welcher Weise? Der eine verlieh Deschner den Arno-Schmidt-Preis, die beiden anderen ermöglichten ihm dankenswerterweise die Arbeit an seinem Hauptwerk *„Kriminalgeschichte des Christentums“* durch Existenzsicherung für ihn und seine Familie; Herbert Steffen trug darüber hinaus zur vielfältigen Wirkung dieses Opus Magnum in der Öffentlichkeit bei. Solche Hilfe anzunehmen war für Deschner vereinbar mit seiner Kapitalismus-Kritik, da, wer ihn förderte, sich der Sozialbindung des Eigentums nach Art. 14, 2 GG durchweg verpflichtet wusste.

Wenn Mynarek hingegen – unter sarkastischer Hinzufügung „Geheimnis einer reich veranlagten Persönlichkeit“ – jenen Lesern, die Deschner nicht kannten, weismachen will, dass dieser „Asket und Epikureer, Enthaltensamkeitsapostel und Genussmensch, düsterer Weltflüchtling und in üppigen Farben schwelgender Ästhet und Hedonist in einem ist“, so verwahre ich mich aufs Schärfste gegen diese Verunglimpfung eines Menschen, dessen Be-

scheidenheit, materielle, fast schon asketische Genügsamkeit einbezogen, im näheren und fernerer Freundes- und Bekanntenkreis als ein besonders herausragendes Charakteristikum dieses Autors galt, auch in zahlreichen Nachrufen hervorgehoben. Ach, wie schön wäre es gewesen, wie viel leichter hätte er es im Leben gehabt mit etwas mehr Begabung zum „Genießen“, zur Freude daran: *„Bei der Arbeit fehlte mir selten das Vergnügen, beim Vergnügen meist die Arbeit.“*

Deschners einstige „Jagdleidenschaft“ – noch immer nicht restlos transformiert? Wohl kaum!

„...über nichts in meinem Leben schäme ich mich so wie über die Tiere, die ich masakrierte.“

Wenn Mynarek schreibt: *„Die ungeheure Spannweite seiner Psyche, ausgespannt zwischen den wahrlich extremsten Polen (...) von tollwütigster, wollüstigster Mordlust und universaler, wunderbarer Güte offenbart sich nirgends so deutlich und krass wie in den zwei gegensätzlichen Phasen seiner Einstellung zum Tier.“*, so übersieht er *zum einen*, wie schon beim Übergang vom Traditionskatholizismus seiner Steigerwälder Heimat zur scharfen Kritik des Christentums seit Ende der 1950er Jahre, Deschners Eingebundensein auch in die Jägerei seiner Heimat bis zu jener entschiedenen Abkehr vom „verlogenen Waidwerk“ mit Hinwendung zum leidenschaftlichen Tierschützer (bis ins hohe Alter – könnte er nochmal leben, so Deschner oft, auch Mynarek, bei gleicher Tierliebe, sicher aus dem Herzen sprechend, würde er seine ganze Kraft dem Schutz dieser geschundensten Kreatur widmen – *„Wer die Kirche verlässt: ein*

Lichtblick für mich; wer kein Tier mehr isst: mein Bruder.“). Das war eines der großen Themen seines erschütternden, in einer einzigen Woche des Jahres 1956 zu Papier gebrachten Romanerstlings *„Die Nacht steht um mein Haus“*, weithin eine radikale Abrechnung mit sich selbst, auch als Jäger, und mit seiner Zeit, nach Willi Winkler⁴² „eine Eruption, ein Aufschrei, Manifest eines blutenden Gehirns, das Werk eines Genies ohne Welt“.

Zum *andern* irritiert Mynarek, wie auch manche Freunde Deschners, dass er eine „Hymne auf die Jagdlust“ – „literarisch auf hohem Niveau, (...) inhaltlich eine Katastrophe seiner Humanität“ (immerhin von Mitgliedern der Anti-Jagd-Blogs im Internet wegen seiner radikalen Kehrtwende mit mehr Nachsicht bedacht als von Mynarek) – aus jenem frühen autobiographischen Roman seinen Lesern nochmals im Beiheft zum 8. Band der KdC (2004) präsentierte, im selben Jahr, da er in einem inzwischen stark verbreiteten Interview für unser Verhalten dem Tier gegenüber eine „Revolution“ forderte.⁴³

In Kenntnis des, auch literarischen⁴⁴, von Angehörigen und Freunden geteilten Engagements Karlheinz Deschners für Tiere wird kein Leser dieses Jagd-Hymnus (der von Mynarek so ausführlich zitiert wird, dass seine Hoffnung, „möglichst wenige“ mögen dessen Text „zu Gesicht bekommen“, etwas irritiert) auf die Idee kommen, hier sei einer noch heute begeistert von der Jagd. Dass er diesen Hymnus ausgerechnet in das – durch seinen früheren Lektor Hermann Gieselbusch besonders ansprechend gestaltete – Beiheft zu seinem 80. Geburtstag aufgenommen wissen wollte, kann nur begreifen, wer sich Deschners beispiellose Wahrhaftigkeit (fern aller äußerlichen „ethical correctness“) vergegen-

wärtigt, die, vor sich und vor anderen, nichts zu verbergen erlaubt, auch nicht Untaten, deren er nur noch mit größter Scham gedenken konnte, bei *gleichzeitig* wiederum ehrlichem Eingeständnis, dass es auch „Spaß“ gemacht habe, „zwei wundervolle Sommer lang“, die er dort mit seiner Jugendliebe teilte: eine frühe Hochzeit seines Lebens, die, wie bei vielen anderen im Rückblick auf ihre Jugend, selbst im Krieg, zeitlebens in ihm nachhallte, trotz allem und mit allen Ambivalenzen, und so Eingang fand in jenes Beiheft.

Deschners Verneinung der Willensfreiheit – ein AUS für die Glaubwürdigkeit seiner „Kriminalgeschichte“? Wohl kaum!

„Frei ist, wer von nichts und niemandem abhängt: keiner.“

„Indem man sich bisweilen frei fühlt, frei von dem oder jenem, frei für dieses und das, ist man durch tausend Dinge bedingt, die zwar nicht das Gefühl der Freiheit verhindern – aber die Freiheit.“

„Wenn du die Geschichte eines großen Verbrechers liest, so danke immer, ehe du ihn verdammt, dem gütigen Himmel, der dich mit deinem ehrlichen Gesicht nicht an den Anfang einer solchen Reihe von Umständen gestellt hat.“

Georg C. Lichtenberg

Hubertus Mynarek, wie sinngemäß auch Joachim Kahl in seiner Kritik der Aphoristik von Karlheinz Deschner⁴⁵, sieht durch seine Verneinung der Willensfreiheit den „ganze(n) ethisch-humane(n) Impetus und Vitalimpuls“ seiner „Kirchengeschichtskritik“ entfallen und diese selbst, von ihm offenbar unbemerkt, „ad absurdum“ geführt. Denn, so Mynareks Folgerung, nach Deschners „Determinismus-These“ („im Anschluss“ an die neuere Hirnforschung,

trotz Ungeklärtheit des „Bewusstsein-Gehirn“-Verhältnisses „dogmatisch“ behauptet, wie er mutmaßt, zudem unvereinbar mit einer „konsequent agnostischen Einstellung“) hätten die Repräsentanten der Kirche, Hauptzielscheibe seiner Kritik, so handeln müssen, wie sie handelten, Deschner exkulpiere sie gleichsam. Zudem würde auch das „Phänomen Deschner“ durch diese These „an Strahl- und Überzeugungskraft“ verlieren, „zu fatalistischer Zwangsläufigkeit herunterkommen“.

Auch hier bedarf es, um Deschner gerecht zu werden, behutsamer und scheuklappenfreier Beachtung des geistig-persönlichen Kontextes seiner Äußerungen wie auch der Vielschichtigkeit dieses Problemkomplexes, einer hochdynamischen Interaktion zwischen einer Unzahl ererbter und vielfältig erworbener, unser gesamtes Sein prägender Faktoren, hier nur andeutbar.

Zunächst: Deschner, Agnostiker und Determinist wie etwa Einstein, cum grano salis auch Hobbes, Hume und Schopenhauer⁴⁶, Skeptiker zugleich durch und durch, welchem der Zweifel „ein Stigma eher“, eine „zweite Haut“, Teil seiner Existenz war⁴⁷, gelangte zur, wahrlich nicht apodiktisch behaupteten („*Mehr als Wahrscheinlichkeiten habe ich, seit ich denke, nicht erwartet; mehr erwarte ich nicht.*“), sondern lediglich persönlich vertretenen Verneinung der Willensfreiheit schon früh, wie etwa die Philosophen E. von Hartmann und E. Adickes⁴⁸, durch eigene Beobachtungen, eigene Reflektionen über sein Leben, nicht durch den Nachvollzug naturwissenschaftlicher Forschung, ihm schon in der Schulzeit wenig zugänglich. Ihm übermittelte Forschungsergebnisse u.a. Wolf Singers oder Gerhard Roths, auf deren Quintessenz er in

dem „*Warum man zu Lebzeiten nicht aus seiner Haut fahren kann*“ betitelten Redebeitrag zur Feier seines 80. Geburtstags Bezug nahm⁴⁹, bestätigten später lediglich eigenes Nachdenken. Am 23. Mai 2004 begründete er, warum er auf seine Lebensarbeit nie stolz gewesen sei und sich auch an diesem Tag nichts darauf zugute halte: „*Denn alle Schaffenselemente sind Donationen von fernher, von Ahnen, von Ungezähltem, das auf sie wirkte, von Leuten, Völkern, nie von uns erblickten Landschaften, nie erfahrenem Erleben. Alle Faktoren der Intelligenz, Kreativität, des Fleißes, die Fähigkeit zu reagieren oder nicht oder so und nicht anders, all dies und tausend mehr ist bekanntlich Ergebnis dessen, was in uns angelegt und zumal in früher Kindheit beeinflusst worden ist, wobei sowohl das Vererbte wie das durch Erziehung Bedingte gleichmächtig die Programmierung der Gehirnfunktionen bestimmt.*“ Eine seiner Konsequenzen in jener Rede, jenseits allen Gehabes um ein vermeintliches „Phänomen Deschner“: „*...Ich blicke nicht ohne große Trauer auf mein Leben zurück; doch tief dankbar allen, die mitwirkten daran, mein Denken prägend, Fühlen, Schreiben. Dankbar jenen, die mich, weit mehr noch als der Krieg, dem Blut- und Heuchelwahn des Christentums entrissen: Kant, Schopenhauer, Nietzsche. Dankbar so vielen großen Dichtern, Malern, dankbar Anton Bruckner zumal. Dankbar denen, ohne die ich nicht wäre heute: meinen Eltern zuerst, der Familie in der Kindheit, der Familie später, zahlreichen Freunden, Helfern...*“

Der positiven Determiniertheit, so Deschner weiter, stehe die negative gegenüber,

auch die der „Starbanditen der Historie“, denen seine „Kriminalgeschichte“ gilt. Wie passt das zusammen, entgegen Mynameks Skepsis?

Wie bei Klein-, so auch bei Großkriminellen, hier: im Laufe der Kirchengeschichte, ist nach Deschner, stets zahllose genetische und biographische, kulturelle und politische Prägungen der Täterstruktur vorausgesetzt, die verbrecherische *Tat* klar zu verurteilen. Daher attackiert Deschner in der KdC nicht mehr oder weniger zufällig zur Macht gelangte Privatpersonen – in die er sich sogar einfühlen kann, so in seiner Dankesrede zur Verleihung des Alternativen Büchner-Preises am 13.6.1993⁵⁰ mit Bezug auf das eingangs zitierte Diktum Lichtenbergs, nicht einmal Massenmörder ausnehmend wie den „*Hl. Konstantin, Hl. Karl, Hl. Heinrich, (...) Hitler, Stalin...*“ –, sondern (ohne dies jeweils explizit zu begründen⁵¹) Träger von Ämtern, Vertreter von Institutionen unter bestimmten historischen Bedingungen, für die sie, durch amtliche Vollmacht, entscheidende Weichen stellen, voran die Fernhaltung der Massen von Bildung und damit von kritischem Mitdenken, von aktivem Widerstand, von gerechter Teilhabe an der Macht. Deschner klagt sie an als Hindernisse auf dem Weg in eine den von ihnen verkündeten urchristlichen Idealen wenigstens annähernd entsprechende Welt.

Deschners Konsequenz? „*Gewiß, wenn Kriminelle, die übelsten, schändlichsten selbst, viele weltliche wie geistliche Potentaten, nicht schuldig sind, wenn sie sozusagen ent-schuldet sind, heißt das keinesfalls, die Gesellschaft solle ihnen gegenüber untätig sein. Sie muß sich natürlich schützen, möglichst jedoch schon präventiv, indem sie allen ein menschen-*

würdiges Dasein ermöglicht bzw. dessen Saboteure, Ruinierer rechtzeitig entmacht.“

Demnach sind uns – als vielfach Geprägte immer auch prägend – „Zähmung“ der Täter⁵² bzw. Eindämmung der Folgen ihrer Verbrechen und, noch wichtiger, deren rechtzeitige Verhütung aufgegeben, wenn auch, als Primatennachfahren, vorerst nur begrenzt möglich, so der Skeptiker Deschner des Öfteren gegenüber seinen hoffnungsvolleren Freunden in der Giordano-Bruno-Stiftung, ins Leben gerufen „zur Förderung des evolutionären Humanismus“ – ebenfalls mit Absage an die „verheerende(n) praktische(n) Folgen“ des Konstrukts Willensfreiheit in nahezu allen Lebensbereichen.⁵³

Das Thema seiner Geburtstagsrede von 2004 erweiternd, sieht Deschner mit Einstein, der sich wie Oppenheimer von indeterministischen Wunschträumen klar distanzierte, eine wesentliche Voraussetzung für die wenigstens annähernde Humanisierung und Befriedung der Welt in einem vom Verstehen statt vom bloßen Be- und Verurteilen geleiteten Lebensgefühl, im Kleinen wie im Großen. Wie oft verwies er auf Einsteins Satz: „Der wunderbare Spinoza sagt, man solle die Menschen wegen ihrer Taten weder hassen noch verachten, sondern man solle versuchen, sie zu verstehen. Nur durch Verstehen können wir hoffen, nach menschlichen Kräften den furchtbaren Katastrophen vorzubeugen, welche die Menschen einander bereiten.“ Eine solche Grundhaltung verwehre uns, so Deschner, „*selbstgerechte(n), ja verachtungsvolle(n) Dünkel gegenüber den Zukurzgekommenen, die, weniger begünstigt, weniger Glück*

hatten als wir, die scheiterten“, Voraussetzung einer Gesellschaft, die von Solidarität nicht nur spricht, sondern sie auch lebt – wesentliche Konsequenz, noch immer viel zu wenig bekannt, auch von Wolf Singers Absage an das idealistische Konzept der Willensfreiheit.⁵⁴ Deren Befürworter – auch Mynarek, der den „ethisch-humane(n) Impetus“ Deschners durch Zurückweisung dieses Konzepts gefährdet, wenn nicht zunichte gemacht sieht? – ignorieren leider oft die ethischen Implikationen und Chancen des Verzichts auf dieses letzte Relikt der drei Kantschen Postulate zur Begründung der „praktischen Vernunft“, Bollwerke gegen vermeintliches Sittenchaos bei Wegfall der bisherigen Konstituenten der Moral „Gott, Freiheit und Unsterblichkeit“. Die Phalanx namhafter, ethisch achtbarer Bestreiter der Willensfreiheit in Vergangenheit und Gegenwart, von den Stoikern über Spinoza, d’Holbach und Ludwig Büchner, über Nietzsche, Schopenhauer, Eduard von Hartmann und Einstein bis hin zu Strafrechtsreformern wie Fritz Bauer⁵⁵ und Eduard Kohlrausch⁵⁶, bedarf erwiesenermaßen eines solchen – auch von Mynarek intendierten? – Bollwerks nicht.

Ich versuchte, entgegen der Ankündigung im Österreichischen „Freidenker“, Professor Mynarek sei „allen Facetten des großen Humanisten und Kirchenkritikers gerecht (geworden)“, einige Facetten, die ich in seinem Porträt vermisste, nachzutragen, andere zu präzisieren, dabei immer wieder auch Brücken zwischen beiden Kritikern des Christentums wahrnehmend, die Mynareks Aufmerksamkeit offenbar entgangen sind.⁵⁷

Karlheinz Deschner zitierte oft seinen Vater: Wirklich tot sei man erst, wenn niemand mehr an einen denke. Dieses Denken aber an den 2004 und 2014 von Hubertus Mynarek Gewürdigten, wahrhaftig wie nur einer, soll so wahrhaftig sein wie nur möglich – Movens auch dieser Replik wie der Beiträge auf Deschners Website.⁵⁸

Anmerkungen:

¹ Die (wie alle Deschner-Zitate im Kursivdruck zitierten) Aphorismen von Karlheinz Deschner wurden entnommen aus: „*Nur Lebendiges schwimmt gegen den Strom*“, Lenos 1985; „*Ärgernisse*“, Rowohlt 1994; „*Mörder machen Geschichte*“, Lenos 2003; in Planung posthum die Sammlung mit dem für Deschner bezeichnenden Titel: „*Anonym wie der Wind oder Illusionen keine*“. Alte und neue Aphorismen – eine Auswahl letzter Hand“, Lenos (Frühjahr 2016).

² „Aufklärung und Kritik“, Deschner-Sonderheft 9/2004, S. 132-145: http://www.gkpn.de/So9_04.pdf; geringfügig veränderter Wiederabdruck im Nachruf auf Karlheinz Deschner für die österreichische Zeitschrift *freidenker* 2/2014, S. 59-69: <http://www.freidenker.at/index.php/blog/4559-nachruf-auf-dr-karlheinz-deschner.html>.

³ Alibri bereitet gerade eine Neuauflage dieses christentumskritischen Erstlings von Deschner vor – der Beginn einer schrittweisen Veröffentlichung seiner nicht mehr lieferbaren Werke im Rahmen einer „Deschner-Edition“, darunter zunächst „*Opus Diaboli*“ und, aktualisiert, „*Der Moloch. Eine kritische Geschichte der USA*“.

⁴ Seite 121. – Dieser (ebenfalls für die Deschner-Edition von Alibri vorgesehene) Essay ist einer von dreien in dem von ihm 1977 bei Kiepenheuer & Witsch herausgegebenen Sammelband „*Warum ich Christ/Atheist/Agnostiker bin*“ (S. 117-198) mit Beiträgen auch von Friedrich Heer und Joachim Kahl. Wiederabdruck in „*Oben ohne – Für einen götterlosen Himmel und eine priesterfreie Welt*“. Zweiundzwanzig Attacken, Repliken und andere starke Stücke von Karlheinz Deschner“, Rowohlt 1997 (S. 16-114); siehe meine Zusammenfassung von Deschners Agnostizismus-Essay: http://www.gkpn.de/Roewer_Deschner2012.pdf.

Der Auftakt zum Passus mit diesem Zitat, eingeleitet durch ein japanisches Sprichwort als Motto: „Man kann auch zum Kopf einer Sardine beten, wenn man fest daran glaubt.“, gibt den Grundton an: „Es ist natürlich, daß der Mensch nachdenkt, neugierig wird, staunt – Anfang, nach Platon bereits, jeder Philosophie. Doch war es natürlich noch, daß man immer weiter sich fort- und hinaufgeträumt, mit wachsender Brunst und stets kruderer Optik eine ‚andere‘, ‚höhere Welt‘ zu schauen vermeint, schwellende Busen schon für Beweise, zappelnde Seelchen für metaphysische Gewißheit gehalten hat, das bloß Ersehnte auch für existent?“

⁵ Nachruf in der „Süddeutschen Zeitung“ (Abk. SZ) vom 11.4.2014; vgl. auch Winklers preisgekröntes Deschner-Porträt „Der Antichrist“ zum Abschluss der „Kriminalgeschichte des Christentums“ (Abk. KdC) in der SZ vom 3.5.2013: <http://michaelalthen.de/sonst/michael-althen-preis-2013-ehrung-fur-willi-winkler/>.

⁶ Deschners Nürnberger Rede von 1969, die ihm einen Prozess wegen Kirchenbeschimpfung eintrug (1971 „wegen Geringfügigkeit“ eingestellt), gipfelte in dem oft zitierten Satz: „Man räumt ja ein, daß die Ideale des Evangeliums sehr hochgesteckt sind, daß man Christentum und Kirchen nicht schon deshalb verdammen darf, weil sie diese Ideale nicht ganz, nicht halb, oder, wenn Sie wollen, noch weniger realisieren. Aber es faßt (...) den Begriff des Menschlichen und Allzumenschlichen doch etwas weit, wenn man von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Jahrtausend zu Jahrtausend genau das Gegenteil realisiert, kurz, wenn man durch seine ganze Geschichte als Inbegriff und leibhaftige Verkörperung und absoluter Gipfel welthistorischen Verbrechertums ausgewiesen ist!“

⁷ Karlheinz Deschner, „Opus Diaboli“ – Fünfzehn unversöhnliche Essays über die Arbeit im Weinberg des Herrn“, Rowohlt 1987, S. 253.

⁸ Vgl. das Kapitel „Über mich selbst“ am Schluss der drei Aphorismenbände, s. Anm. 1.

⁹ Beitrag von Deschner zu einer Anthologie mit „100 zeitgenössische(n) Zeugnisse(n)“: „Wer ist Jesus von Nazaret – für mich?“, Hrsg. Heinrich Spaemann, Kösel 1973, S. 47.

¹⁰ Zuletzt aufgelegt bei Knesebeck&Schuler, 1988/2004.

¹¹ Das Folgende gilt nach Deschner, cum grano salis, auch für Papst Franziskus, den bisher wohl ein-

drucksvollsten Reformier im Vatikan; vgl. meine Skizze „Franziskus – Papst der Armen? Überlegungen zu kirchlichen und außerkirchlichen Hintergründen einer Papstwahl“ in MIZ 2/2013: <http://www.miz-online.de/node/394>.

¹² So erstaunt auch nicht, dass innerkirchlich Reformbereite wie Siegfried Wiedenhöfer, Professor für systematische Theologie, während eines Symposiums, 1992 in der katholischen Akademie Schwerte gegen Deschners KdC aufgebieten (man bedenke: just ein Jahr nach der ersten Neuauflage der – Ansehen und damit Macht des hohen Klerus besonders tangierenden – neuzeitlichen Papstgeschichte – PdP – bei Rowohlt, auf dem „Prüfstand“ von Schwerte indes ignoriert!), einräumte, dass die Kritik Deschners auf ein „Fundamentalproblem“ von Kirche und Theologie hinweise, das „Glaubwürdigkeitsproblem“. In dieser Hinsicht sei „der ethische Rigorismus Deschners durchaus als Partner der Kirchenreform zu verstehen“ – für Deschner aus besagten Gründen – „Lug und Trug“ an der historischen Glaubensbasis – unreal. Ebenso wenig erstaunt, dass, rund 30 Jahre zuvor, der von Hubertus Mynarek in seiner Deschner-Würdigung erwähnte ev. Theologe Fritz Blanke, gemäß dem Titel „Kirchengeschichte ohne Mythos“, seiner ausführlichen, sehr positiven Würdigung von Deschners „Abermals krähte der Hahn“, Günther 1962 (Abk. „Hahn“, seither etliche Neuauflagen, im Sommer 2015 auch bei Alibri) in der Zürcher „TAT“ vom 18.8.1963 das „für Laien bestimmte Buch“ vor allem denjenigen Theologen empfiehlt, „die sich berufsmäßig mit Kirchengeschichte beschäftigen“. Sie müssten sich fragen, ob sie ihre bisherige Darstellung „umschreiben“ sollten: „Nur die Schau der Kirchengeschichte, in der die scharfe Luft der Wahrhaftigkeit weht, hat ein Recht und einen Auftrag (...), den Leser für das echte Christentum zu begeistern und ihn zur Selbstprüfung anzuleiten.“ – von Deschners desillusionierender, rund 400 (von 600) Seiten umfassender Kritik des morschen Fundaments christlichen Glaubens, aus naheliegenden Gründen, kein Wort.

¹³ Conzelmann urteilte: „Deschner hat sich informiert. Er wird sich auf nichts einlassen als: Information.“

¹⁴ Vgl. etwa den von Deschners Töchtern Bärbel und Katja Deschner herausgegebenen Band „Sie Oberteufel!“ mit einer eindrucksvollen Auswahl von Briefen kritisch wie auch dankbar für geistige Befreiung sich äußernder Absender. Rasch&Röhring 1992.

¹⁵ Siehe Anm. 6.

¹⁶ Vgl. Schluss des Interviews von Hubertus Mynarek mit der Zeitschrift „Materialien und Informationen zur Zeit“ (Abk. „MIZ“), 2/2002.

¹⁷ Siehe Anm. 16.

¹⁸ „Das ganze außerchristliche 1. Jahrhundert schweigt über ihn.“, so Deschner im „Hahn“, S. 15 (s. Anm. 12, 2. Hälfte).

¹⁹ Siehe „Hahn“, S. 140; „Jesusbilder in theologischer Sicht“ (Abk. „Jesusbilder“), Paul List, 1966, S. 495.

²⁰ Die Maxime des von Deschner verehrten, vielseitig gelehrten Johannes Ude, österreichischer Priester, Lebensreformer, Pazifist (1874-1965), „Ich kann das Unrecht nicht leiden.“ wurde zum ethischen Movers auch seines Opus Magnum und damit für die auf jeder Seite spürbare (und in der Einleitung zu Band I ausführlich begründete) empathische Parteinahme des Autors für die Opfer der Macht, der klerikalen voran (siehe Anm. 24).

²¹ Zitiert in „Jesusbilder“, S. 464.

²² Unter der Überschrift „Von Christen gefördert“ vermutet H. Mynarek, wieder ohne Angabe des Zeit-Kontextes, Deschner habe auch Christen, zumal zahlungskräftigen, damit „imponiert“, „dass seiner Überzeugung nach das Christentum gar nicht unbedingt eine reale Grundlage in der Geschichte haben müsse, die ‚tiefere Wahrheit‘ des Christentums begründe ausreichend seine Daseinsberechtigung“ (Kursivdruck von mir). Zum Beweis dieser (angesichts von Deschners „Kriminalgeschichte des Christentums“ grotesk anmutenden) Behauptung führt H. Mynarek einen Satz von Paul Feine an, Professor für Neues Testament und mit Adolf von Harnack, gegen Deschners Freund Hermann Raschke, Verfechter von Jesu Historizität, den Deschner, Skeptiker betr. Jesu Geschichtlichkeit, in den „Jesusbildern“ (1966!) zitiert, um aber sogleich Raschkes Replik dagegen zu halten (zu deren, von H. Mynarek offenbar übersehenen, Kontext siehe a.a.O., S. 403). Nicht einmal in der zuvor erwähnten Umbruchphase von 1966, geschweige zur Entstehungszeit der KdC (Band 1 erschien 1986!) entspricht der obige Kommentar von Hubertus Mynarek der akribischen Spurensuche Deschners nach der „tieferen Un-wahrheit“ – und: Inhumanität – des Christentums als dogmatisch fixierter institutionalisierter Religion.

²³ Hans Wollschlägers erstmals in „Aufklärung und Kritik“, Deschner-Sonderheft 9/2004 (S. 62-70:

http://www.gkpn.de/So9_04.pdf) und danach mehrfach abgedruckte Rezension wurde vom Deutschlandfunk bereits 1997, kurz nach Erscheinen von Band 5 der KdC, gesendet.

²⁴ Deschners den zahllosen Apologien der Täter entgegengesetzte, hier von Wollschläger hervor gehobene entschiedene Parteinahme für die Abermillionen Opfer klerikaler Macht entsprach einer Grundhaltung dieses Autors, die er 1994, in seinem „einzigem“ Bekenntnis, zum Ausdruck brachte: „Mein ganzes Leben stand ich auf Seiten der Erniedrigten, Beleidigten. Und keinen Augenblick auf der des Gegenteils.“ In: „Was ich denke“ (S. 42), die von Horst Herrmann bei Goldmann herausgegebene Reihe QUER/DENKEN eröffnend. Vgl. Anm. 20.

²⁵ Hubertus Mynarek, „Verrat an der Botschaft Jesu“ – Kirche ohne Tabu (Abk. „Verrat“), Verlag Das Wort 1986, S. 20.

²⁶ So schreibt Deschner in „Was ich denke“ (s. Anm. 24), S. 11 f. „Früh gab ich es auf, mein Leben mit Philosophie zu verbringen (...). Geschichte schien da sicherer (...). Denn auf den Grund wollte ich kommen, irgendwo auf den Grund einer Sache, irgendwo auf den Boden stoßen, und wenn es der Bodensatz, der Boden (...) nichts als ein Blutsumpf wäre (...), das Schandmal der Menschheit. Und am weitesten in der Barbarei haben es die Kulturvölker gebracht.“

²⁷ Arno Widmanns Anmerkungen zum 9. Band der KdC in der „Frankfurter Rundschau“ berührten Deschner besonders „Es gibt Sätze in diesem Buch“, heißt es da, „die möchte man auswendig lernen, um niemals zu vergessen, welches die Grundlagen der Welt sind, in der wir leben.“ Derselbe Gedanke nochmals zum Abschluss der KdC: „Deschner hält uns (...) also einen Spiegel hin, in dem wir uns nur zu gut selbst erkennen.“ (12.8.2008 bzw. 25.3.2013, siehe deschner.info / Resonanz). Deschner war also, entgegen H. Mynareks Mutmaßung, sehr wohl bewusst, dass die im Namen des Christentums begangenen Ungeheuerlichkeiten eine der vielen Ausgeburten des Ungeheuers „homo insapiens“ sind („Kultur ist nur der dünne Firnis auf der Fratze unsrer Barbarei.“ – s. Schluss von Anm. 26), allerdings eine, die ihn an den Schreibtisch trieb, da, im Schein der Heiligkeit begangen, seinen Zentralnerv „Wahrhaftigkeit“ besonders empfindlich treffend.

²⁸ Siehe Anm. 4, bes. 2. Hälfte.

²⁹ Vgl. meinen Aufsatz über Deschners ethische, speziell tierethische Haltung: http://www.gkpn.de/Roewer_Tierethik.pdf. Den monotheistischen Religionen vor allem galt das Diktum des mit Deschner befreundeten Schweizer Religionskritikers Robert Mächler (1909-1996): „Solange die Menschheit eine Religionsgeschichte hat, hat sie auch eine Kriegsgeschichte.“

³⁰ „Der Spiegel“, 1.1.1989.

³¹ Die von Professor Herrmann dort genannten Aufklärer bezog Deschner in seine 1969/1971 herausgegebene, überaus lesenswerte zweibändige Anthologie „Das Christentum im Urteil seiner Gegner“ ein, 1986/1990 einbändig publiziert (Nachdruck in der Deschner-Edition von Alibri geplant).

³² „Sollte man einst“, warnt Deschner angesichts beliebter Geschichten von „späten Bekehrungen“, *solche abscheulichen Gerüchte über mich verbreiten, möge man kein Wort davon glauben, weil sie erstunken und erlogen sind.*“ (in: „Was ich denke“, 1994, S. 92; s. Anm. 24).

³³ Siehe Anm. 4, bes. 2. Hälfte.

³⁴ Beiheft zu Band 9 der KdC, Seite 19; wegen seiner Bedeutung für Deschner nochmals aufgenommen im Schluss des Beiheftes zu Band 10 der KdC, S. 62; Rowohlts stellte diese Begleitbroschüre auch online zur Verfügung (siehe www.deschner.info/Aktuell-Abschluss-der-KdC; darin auch „Unsere tägliche Illusion gib uns heute“ (S. 23-28), Gedanken über die „Trinität“, etwas vom m.E. Besten aus Deschners satirischer Feder, vorgetragen während der Verleihung des Alternativen Büchner-Preises am 13.6.1993, siehe Anm. 50).

³⁵ Richard Dawkins in dem „Gott existiert mit großer Wahrscheinlichkeit nicht“ betitelten *stern*-Gespräch vom 6.10.2007.

³⁶ Quelle: Deschners dritter Aphorismenband „Mörder machen Geschichte“, 2003, S. 12.

³⁷ Feier zum Abschluss der „Kriminalgeschichte des Christentums“ am 23.3.2014 in den Räumen der GBS (Oberwesel).

³⁸ Analog zum Mynarek-Exklusiv-Interview im „Magazin freidenkerIn“ 2012 findet sich in Deschners Essay „Warum ich Agnostiker bin“ (1977, S. 139 – siehe oben Anm. 4) eine Zusammenfassung seiner Kritik an Theismus und Atheismus: „Der Theismus behauptet, der Atheismus leugnet Gott. Den Beweis aber, den freilich der Theist zuerst führen müsste, bleibt jeder schuldig. Denn niemand kann Gott, niemand jedoch auch seine

Nichtexistenz beweisen. (...) Was läge näher, als das Problem offen zu lassen?“ Die agnostische Haltung sei, fährt Deschner fort, schon in den Upanishaden vorhanden, bei Buddha, Laotse, den griechischen Sophisten, Protagoras voran. Als Agnostiker in der Neuzeit nennt er Hume, Kant (mit Einschränkung), Comte, Spencer, Darwin, Russell, Camus (die drei Letztgenannten wurden ebenfalls in die Anthologie „Das Christentum im Urteil seiner Gegner“ einbezogen, s. Anm. 31), die Neukanthianer, die Positivisten – „im weiteren Sinne viele, die oft kaum den Namen kennen“.

³⁹ Siehe: <http://hpd.de/node/18469>; vgl. Schmidt-Salomons Vortrag von 1994 „Offenheit statt Offenbarung – Über Humanismus, Agnostizismus und die Diskursunfähigkeit der Religiösen“ (<http://www.schmidt-salomon.de/salomon1.htm>), darin heißt es unmissverständlich: „Agnostizismus ist (...) die erkenntnistheoretische Basis jedes ernstgemeinten Humanismus.“

⁴⁰ Quelle: <http://www.giordano-bruno-stiftung.de/meldung/rationalitaet-mystik>

⁴¹ Siehe auch Mynarek, „Verrat“, 1986, Vorwort von Professor O.S. Flechtheim, Seite 15. Vgl. Deschner: Anm. 4, 2. Hälfte.

⁴² „Süddeutsche Zeitung“, 3.5.2013.

⁴³ Siehe: <https://www.vebu.de/themen/menschen/interviews/304-eine-revolution-waere-noetig>

⁴⁴ Karlheinz Deschner, „Für einen Bissen Fleisch. Das schwärzeste aller Verbrechen“, ASKU-Presse 1998; s.o. Anm. 29.

⁴⁵ Joachim Kahl, „Deschners Aphorismen. Eine Kritik ihres Menschenbildes sowie ihres Gesellschafts- und Geschichtsverständnisses“, in „Aufklärung und Kritik“, Deschner-Sonderheft 9/2004, S. 146-168: http://www.gkpn.de/So9_04.pdf; vgl. dazu meine Replik „Wo bleibt das Positive?“ in „Aufklärung ist Ärgernis...“ – Karlheinz Deschner, Leben-Werk-Wirkung“, Hrsg. Hermann Gieselbusch/M. Schmidt-Salomon, Alibri 2006, S. 257-322: <http://www.deschner.info/de/person/leseproberoewer.pdf>, hier: Kapitel 8: „Deschners ‚moralische Normen‘: ‚demotivierend‘ und ‚fatalistisch‘?“

⁴⁶ Die „Agnostiker“ – das Wort selbst ist jung, es geht auf Thomas Henry Huxley (1869) zurück (s. Anm. 4, S. 139) – Thomas Hobbes und David Hume dachten deterministisch mit kompatibilistischem Vorbehalt, für den hinsichtlich der „operari“ deterministisch orientierten Arthur Schopenhauer war „der nothwendige Ausgangspunkt zu allem ächten

Philosophen (...) die tiefe Empfindung des Sokratischen: „Das Eine weiß ich, daß ich nichts weiß“⁴⁷. (Diesen Hinweis verdanke ich dem Berliner Schopenhauer-Forscher Herbert Becker: http://www.arthur-schopenhauer-studienkreis.de/Herbert_Becker/herbert_becker.html.)

⁴⁷ „Was ich denke“ (s.o. Anm. 24), S. 43.

⁴⁸ Zitiert von Fritz Bauer im 6. Kapitel seines großen Essays von 1963 „Die Schuld im Strafrecht“, siehe Anm. 55.

⁴⁹ Karlheinz Deschner, „Warum man zu Lebzeiten nicht aus seiner Haut fahren kann“ – Redebeitrag zur Feier seines 80. Geburtstags am 23. Mai 2004 in Haßfurt: http://www.gkpn.de/Deschner_So9.pdf.

⁵⁰ Bereits in der Dankesrede zur Verleihung des Alternativen Büchner-Preises am 13. 6. 1993, also noch vor den Debatten u.a. um Wolf Singer und Gerhard Roth, hob Deschner, mit Bezug auf das Lichtenberg-Zitat im Eingang dieses Kapitels, hervor: „Glauben Sie nicht, ich habe kein Verständnis für Politiker. Ich vertiefe mich in ihr Psychogramm, versetze mich in die Seele selbst der größten Halsabschneider, der Starbanditen der Historie, eines Hl. Konstantin, Hl. Karl, Hl. Heinrich, eines Hitler, Stalin und sage mir: mit etwas anderer Ahnenreihe, anderer Gehirnstruktur, anderen Lebens- und Leseerfahrungen und ihrer Macht in der Hand könnte ich vermutlich ganz ähnlich gehandelt haben.“ Siehe: <http://www.ibka.org/artikel/miz93/preis.html>; MIZ 3/1993.

⁵¹ Die etwa von Armin Pfahl-Traughber vermisste Analyse der die Verbrechen bedingenden individuellen und ideologisch-gesellschaftlichen Faktoren ist, gemäß unverzichtbarer Arbeitsteilung in einem derart weiten Feld, anderen vorbehalten.

⁵² Nach Prof. Hermann J. Schmidt, dem wohl besten Kenner von Deschners Werk, bleibt die „Zähmung von Herrschaft und Gewalt – insbesondere von Religion und Politik – elementarstes Aufklärer-anliegen“; siehe seine Laudatio anlässlich von Deschners 80. Geburtstag – „Transformierte Jagdleidenschaft: Christentumskritischer Aufklärer als Mutmacher“ – in „Aufklärung und Kritik“ 9/2004 – Deschner-Sonderheft, S. 6-21: http://www.gkpn.de/So9_04.pdf.

⁵³ In: Michael Schmidt-Salomon (MSS): „Können wir wollen, was wir wollen? Unzeitgemäßes zur Theorie der Willensfreiheit“, Erstpublikation in „Aufklärung und Kritik“ 2/1995; <http://webcache>.

googleusercontent.com/search?q=cache:Ar3fT_d8GAcJ:www.schmidtsalomon.de/willensfreiheit.pdf+&cd=1&hl=de&ct=clnk&gl=de. Ein, Deschner gemäßer, Kernsatz des von MSS hier präsentierten „systemischen Kontextualismus“ lautet: „Wir können nicht wollen, was wir wollen, sondern wollen das, was wir aufgrund unserer Erfahrungen wollen müssen.“ Siehe auch die Bücher von MSS „Erkenntnis aus Engagement“ (1999) und „Jenseits von Gut und Böse“ (2009).

⁵⁴ Im Spiegel-Interview vom 1.1.2001 („Das Universum im Kopf...“) schlussfolgert Singer, „durch die Aufgabe des Freiheitsbegriffs“ würde „ein kritisches, aber gleichzeitig von Demut und Bescheidenheit geprägtes Lebensgefühl entstehen, das durchaus Grundlage einer sehr lebbareren Welt sein könnte“.

⁵⁵ Fritz Bauer, hessischer Generalstaatsanwalt bis zu seinem Tode 1968, zusammen mit Gerhard Szczesny Gründer der Humanistischen Union 1961, Hauptinitiator der Frankfurter Auschwitz-Prozesse seit 1963, unterschied, wie auch Deschner in seiner „Kriminalgeschichte des Christentums“, in seinem ebenfalls 1963, just zum Beginn jener Prozesse, verfassten Plädoyer für ein Überdenken der „Schuld im Strafrecht“ zwischen zu verurteilender „Tat“ und prinzipiell (kennte man alle Prägefaktoren) verstehbarem „Täter“, Schutz der Gesellschaft vor dem Täter wie des Täters vor sich selbst immer vorausgesetzt (siehe auch Alice Millers Essay über „Die Kindheit Adolf Hitlers – Vom verborgenen zum manifesten Grauen“ in: „Am Anfang war Erziehung“, 1980, S. 169-238):

http://www.humanistischeunion.de/nc/publikationen/vorgaenge/online_artikel/online_artikel_detail/browse/11/back/nach-autoren/article/die-schuld-im-strafrecht/. Diesem Text entstammt ein Zitat, das Karlheinz Deschner als Denkanstoß für meine Klassen empfahl: „Das Freiheitsgefühl ist eine optische Täuschung. Freiheit besteht im Anderskönnen, aber die Wahl der Möglichkeiten gibt es nur in der Phantasie (...). Der Mensch will und tut aber immer nur das Eine; die Entscheidung wird durch das stärkste Motiv bestimmt, (dieses) ergibt sich vor allem aus den unbewussten Strebungen und Neigungen.“

⁵⁶ Fritz Bauer zitierte in seinem Text von 1963 (s. Anm. 55) einen Schlüsselsatz von Eduard Kohlrausch, der, gewichtig genug, dieses Kapitel abschließen soll: „Ich kann mich mit der Bemerkung begnügen, daß für mein Denkvermögen ein Mensch, der unter eindeutig gegebenen äußeren und inneren

Umständen genausogut so wie anders handeln könnte, nicht ins Zuchthaus, auch nicht in eine Irrenanstalt, sondern in einen Glaskasten gehört, auf daß ihn jeder anstaune als die abnormste und unbegreiflichste Bildung, die ein Menschenauge bisher geschaut hat.“

⁵⁷ Vgl. Anm. 1, 2. Teil (Summary meiner Replik in Briefform für den österreichischen „Freidenker“ vom 9.12.2014) in der Kurzfassung für die Printausgabe vom April 2014.

⁵⁸ Vgl. auf www.deschner.info besonders die Interviews mit Karlheinz Deschner, etwa das von Anselmo Sanjuan in „El Independiente“ vom Sommer 1990 auch zu Themen dieser Replik: <http://www.deschner.info/index.htm?/de/person/interviews/90independiente.htm>. Vgl. ebenso auf www.deschner.info/Resonanz die Replik von G. Röwer „auf noch immer weithin kursierende Fehlinformationen über Werk und Vita von Karlheinz Deschner“: http://www.deschner.info/de/resonanz/downloads/roewer_pro.pdf.

Zur Autorin:

Gabriele Röwer (geb. 1944) war nach dem Studium (Evangelische Theologie – Konsequenz: Kirchnaustritt 1965 – Philosophie, Germanistik und Psychologie) pädagogisch und therapeutisch tätig in Mainz. Zusammen mit Karlheinz Deschner gründete sie 1996 die Robert-Mächler-Stiftung.